

Sonntag, 2. Juli 1933.

Eine Hölderlin-Skizze von Fritz Ehlodwig Lange.

Die Welt der Frau.

faktor, unserer Haut, Jugend und reizvolle Tracht verleiht. Ihnen ist das Wort Bastei unangenehm? Gut, reden wir von „Dessous“, aber hoffen wir, daß jene Zeit, in der man von ihnen öffentlich und offenherzig allenthalben und von der Bastei nur im Geheimen sprach, nie wiederkehrt. Denn damals soll es vorgekommen sein, daß hochangesehene Personen zu Hause bleiben mußten, wenn ihr Hemd einer Reinigungszugabe unterzogen wurde, aber man trug Jacken und Spighengeriesel und die Welten distret bis hoch zum Hals geschlossen. Es gab auch zur Zeit des Rotolo im Versailles Palais nur eine Badewanne. Das war die Geburtsperiode der Dessous, und diese entwickelten sich weiter, immer weiter, immer mehr Rücken, Halsbän, Schleifen, Spighen und Rolants, denn von ihrer Schönheit erwartete man das Trou-Trou, welches im Liebesleben unserer Großmütter, wohl auch noch Mütter, eine Rolle spielte. An einem Unterrock, der für gewöhnlich vierundzwanzig Halsbän hatte, hügelte eine geübte Hand einen ganzen Tag. Jedoch nicht nur ihn häuschte pompöse Weite. Die Hüschchen hatten Dimensionen, — sie waren eben distret rauchende, verschwiogene Rollwerke unter der Glode der Krinoline, und es brauchten durchaus nicht immer Rubenssche Frauen-

Sommerkleider.

(Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt“.)



1. Apartes Georgettekleid, weißgründig mit Blumenmuster. Ragangarnitur, in Falten gelegter Gürtel und weite, eingereichte Halbhärmel aus weißem Georgette.

Mitte: Kleid aus wirkungsvoll schwarz-weiß gestreiftem Crêpe Hammerfalten mit breitem schwarzem Vordergürtel. Dazu weiße oder hellrote Bade mit Blendengarnierung auf der rechten Schulter aus Lackstoff, große schwarze Lackschleife und schwarze Knöpfe.

Mitte: Elegantes Kleid aus klein kariertem blauweißem Marocain mit weiß-grün-blauem Blendebesatz und grünen Knöpfen.

4. Hochsommerkleid für schlanke, junge Damen aus Glasbatist in zarten Farben, mit mäßig weitem Glockenrock und Puffärmeln. Schwarze geklebte Tupfen auf dem runden Kragen und zwischen den beiden Volantpartien am Rock. Um die Taille legt sich eine breite, schwarze Lacklederschärpe.

gestalten sich in ihnen zu verbergen, von ihnen sich umschmeicheln lassen. Leise flattern leichte Sänder — das war Fräulein, das war Dessous.

Wäsche — si donc —, aber sie kam. Die Einfachheit der Linie, allmählich die Knappheit des Materials, gingen dazu über, nur das absolut Notwendige, Zweckentsprechende zu verwenden. Es fiel aller Herat, auch Knopf und Knopfloch schwer man ab. Man schlüpfte. — Man zog sich nicht mehr an und aus, man schlüpfte hinein und heraus. Das Stumpfe, betont kindlich Kaste hielt seinen Siegeszug, die Frauen wurden gertenähnlich, grazios, sie spannten Tricot- und Seidenhülle über das eigene Fell. Es schwand der immer bescheldener gewordene Dupon. Amerika bescherte Kombinationen, Hemdhosen; Hosenhemdchen blühten auf und kombinierte wurde mancherlei. Das Nachthemd, auch ein solch ominöses Wäscheteil, wurde abgeschafft, der Schlafanzug, erstmalig Pyjama genannt, eroberte sich der Frauen — viel leicht auch der Männer Herzen. Seine Farbenfreudigkeit wirkte anstehend; das Wort Wäsche blähte sich und bekam Ballungen von Größenwahn. Es wurde aktuell, von farbiger Wäsche zu sprechen; ein bishigen Seide, ein wenig Crêpe auf dem Körper, ein Hauch, ein nie zerkümmertes Gedicht, beige, rosa, flieder, champagne; eine Handvoll Seifenblasen — in der Wäschehülle — ich weiß, ich weiß...

Solche Wäsche, ja, aber Leinenhemden, gar noch Hemdentuch — br, nicht wahr! Lust an den Körper! Betonte Zeinüance, und darüber wurde jedes Gebot der Ästhetik, ja der Hygiene vergessen. Erst Ärzte, Schönheits- und andere Doktoren mußten sprechen, daran erinnern, daß die Wäsche es ist, die unseren Körper nicht bloß vor Witterungseinflüssen, sondern auch vor Verfall, schädlichen Absonderungen, vorzeitigem Alter schützt.

Man liest so viel von Kosmetik, Hygiene, Körperpflege, bloß an das Hemd, das doch bekanntlich dem Körper näher sein soll, als der Rock, denkt keiner. Dabei säubert es den Körper, nimmt alle ausgeschiedenen Stoffe in sich auf und bittet nur um entsprechende Reinigung, damit es luftdurchlässig und seinem Träger nützlich bleibt. Nur eine gekochte Wäsche ist einwandfrei, und daraus ergibt sich das Abwaschen jedes farbigen Wäscheteils, auch nimmt ein weißer Stoff viel weniger Wärme auf als ein bunter, was besonders in heißen Jahreszeiten und Gegenden zu beachten ist.

Aber Frau Mode scheint sich besonnen zu haben und weiß abdrückende Evaschöter zur weißen Wäschemode zurückzugewinnen. Zarter Leinenbatist, Handstickereien, Spitzen — als neuestes zeigte mir die hübsche blonde Wäsche-direktre: Wäsche der Trägerwäsche, Schulterverschluß mit Knopf und Knopfloch, geston und Schweizer Stiderei —, ich lächelte skeptisch und wurde belehrt, daß diese Art am meisten verkauft würde — heute.

Die Dame trägt Weiß.

„Wenn du ganz artig bist...“

Die kleine Verheißung als Erziehungsmittel.

Als ich klein war, pflegte mein Vater oft zu sagen: „Wenn du ganz artig bist, darfst du nachher zusehen, wie sich Papa rasiert.“ Und sofort wußte ich: das wird ein herrliches Erlebnis, das lohnt unbedingt, ein besonders gutes Betragen zu beweisen. Und die Belohnung blieb dann nicht aus. Man durfte zusehen, wie sich Papa rasierte. Da stand der schneeweiße Schaum um sein Gesicht, als wenn er es in Schlaghahn getaucht hätte und dann konnte man aufmerksam verfolgen, wie das Rasiermesser schöne breite Furchen durch die weißen Schaumberge zog.

Es ist immer noch ein gutes Hilfsmittel in der Erziehung, das Wort: „Wenn du ganz artig bist, dann darfst du...“ Es wäre natürlich falsch, Kindern bei jeder Gelegenheit große Versprechungen zu machen, ihnen etwa zur Belohnung für gutes Betragen alle Augenblicke Spielsachen oder Süßigkeiten zu schenken. Es ist weit besser, irgend

welche kleinen Ereignisse des täglichen Lebens für diesen Zweck auszuwerten.

Heini kommt strahlend aus der Schule nach Hause: „Denke dir, Mutti, ich habe in der Rechenarbeit eine Eins!“ „Tamas“, ruft Mutti, „das muß gefeiert werden! Weißt du, was es heute gibt? Khabarber!“ „Heini“, meint Heini, „da bekomme ich doch einen besonders großen Teller voll?“ „Dann fahrt er nachdenklich hinzu: „Wenn ich nun eine Bier gehabt hätte — da gäbe es doch auch Khabarber?“ „Wohl kaum“, sagt Mutti, „da hätte ich ganz sicher auf dem Markt keinen bekommen!“

Eine kluge Mutter wird es verstehen, kleine Feste zu arrangieren, wenn ein besonderer Anlaß dazu vorliegt. Wenn sich unser Junge, der wegen seiner Wildheit manche Schelte bekommt, einmal bezwungen hat und sich auf einem Sonntagsausflug ziemlich menschlich benommen hat, so kann man diese Tüchtigkeit mit einer kleinen Prämie belohnen, eventuell dadurch, daß er eine halbe Stunde länger aufbleiben darf.

Ganz besonders bei kleinen Kindern ist es gut, gelegentliche kleine Belohnungen dieser Art auszusprechen. Man kann dem kleinen Mädchen sagen: „Wenn du jetzt ganz artig deinen Teller leer isst, dann darfst du nachher allein zum Bäcker gehen und etwas zum Kaffee einkaufen.“ Dieser höchst selbständige Gang ist für viele Kinder etwas ganz Besonderes. Wenn sie mit einem Körbchen oder Korb losziehen, das Geld in der Hand und ein Zetteln, auf dem die Bestellung steht, so sind sie sich der Wichtigkeit ihrer Mission voll bewußt.

Vielleicht ist unser Pummelchen besonders glücklich, wenn es mit Sand und Wasser spielen kann — was bekanntlich dem Kleinkind nicht immer zuträglich ist. Aber wenn Pummelchen sehr lieb war, dann ziehen wir ihm ein ganz altes Spielmittelchen an, setzen es im Garten auf den Sandhaufen und stellen einen Eimer Wasser daneben, damit es Kanäle bauen kann.

Frau Agnes.

Das hat Großmutter im Sommer ausprobiert.

Von Hans Runge.

In Großmutter's „Reisbuch“ ist folgendes zu lesen:

Estragon ist das einfachste und gesundheitlich sicherste Mittel, um Fliegen von frischem Fleisch fernzuhalten. Die

Fleischstücke werden mit dem Küchenkraut, dessen Wert noch nicht genügend bekannt ist, gründlich eingerieben und die Fliegen — auch die Schmeißfliegen — bleiben fern. Außerdem gibt Estragon dem Fleisch einen würzigen Geschmack.

Aber Kellengeruch, der sich gerade jetzt unangenehm bemerkbar macht, wird durch Kalkmilch beseitigt. Die Kalkmilch ist in offenen Gefäßen aufzustellen.

Zitronen zeigen im Sommer oft die Neigung zum Vertrocknen. Sie lassen sich frisch erhalten, wenn sie in kaltes, klares Brunnenwasser gelegt werden, das man täglich erneuert. Dann bleibt auch die Schimmelbildung aus.

Fliegenfänger sind oft genug Tierquälerei. Nur keinen Fliegenleim, da die Fliegen, die auf dem Leim elend zugrunde gehen, auch Krankheitserreger sind. Zur Vertreibung von Fliegen eignen sich Beifußsträucher, eine Nordblütlerpflanze, die überall wild wächst. Man hänge sie mit den Blüten nach unten auf. Die Fliegen kriechen hinein und bleiben betäubt darin hängen. Dann sind die Beifußsträucher zu vernichten. Besonders in Ställen sollten sie niemals fehlen, müssen jedoch täglich erneuert werden, damit sie ihren Zweck erfüllen.

Hühner, die von Läuse geplagt werden, lassen sich mit dem Eierlegen nach und nach helfen auch oft die angegriffenen Mittel nichts. Um die Hühnerställe von Läusen zu befreien, lege man Erlenzweige aus. Scharenweise verlassen die Läuse die Hühner und kriechen auf die Erlenzweige. Sie müssen dann sofort verbrannt werden. Meistens sind Federziegel und Ställe schon nach wenigen Tagen vom Ungeziefer befreit.

Blinde Glascheiben, die sich oft genug in Landhäusern finden, die auch in lange unbenutzten Zimmern vorhanden sind und durch eifriges Putzen nicht wieder klar werden sollten, reibe man mit frischen Brennnesseln ein. Der Erfolg dieses einfachen Mittels ist verblüffend. Brennnesseln wachsen überall wild.

Tomatendrei wird am besten in gut gereinigten Flaschen aufbewahrt. Man Sorge dafür, daß der Brei möglichst heiß in die Flaschen kommt, da hierdurch eine genügende Sterilisation erfolgt. Etwas Fruchtwasser muß über dem Brei stehen, und etwas Salz wird zum Schluss darauf geschüttet. Die Pfropfen werden in heißem Wasser gebrüht und tief in die Flaschenhälften hineingetrieben. Sie müssen ganz dicht schließen.

Der Jugendfreund.

Pfahlbau-Siedlungen



Kein Feind kann ohne Boot heran, und wenn er kommt, sieht man ihn sogar von weitem.

Im Jahre 1854 war der Wasserstand einiger Schweizer Seen sehr tief gesunken. Bei dieser Gelegenheit entdeckte man Mengen von in den See-Boden eingerammten Pfählen, und bei weiteren Nachforschungen fanden sich die uraltten Siedlungen eines längst verschollenen Volkes, das die merkwürdige Sitte gehabt hat, in Häusern zu wohnen, die auf hohen Pfählen fern vom Ufer und weit im Wasser drin gestanden haben.

Es ist lange her, daß diese Leute lebten, mindestens dreitausend Jahre. Und es ist einleuchtend, in einem wilden, größtenteils von Urwald bedeckten Lande, in dem mancherlei Gefahren drohten, konnte es kaum ein angenehmeres und geschützteres Wohnen geben als in solchen Wasserfestungen. Auf starken hölzernen Plattformen, zwei Meter über dem Wasserpiegel, standen die Häuser. Aus Flechtwerk und Lehm erbaut, mit Stroh gedeckt. Laufstege ringsum, Brücken von Haus zu Haus. Ganze Dörfer haben dort im See, oder vielmehr über dem See gestanden. Nicht nur in der Schweiz, in Nord-Italien, in Ungarn, in Irland, Österreich bis weit nach Nord-Deutschland hinein waren Leute gewohnt, so zu hausen. In diesen „Pfahlbauten“ lebte man wohl sehr zerstreut. Kein Feind konnte ohne Boot heran, und wenn er kam, so sah man ihn schon von weitem, denn auf dem Wasser gibt es kein Versteck.

Viele Jahrhunderte müssen diese Ansiedlungen bewohnt gewesen sein. Manche haben noch bestanden, als schon die Römer von Süden her in das Land eindrangten.

Wir wissen heute ganz genau, wie sich das Leben der Pfahlbau-Bewohner abspielte hat, wir kennen ihre Nahrung, ihre Geräte, Waffen, alles was sie besaßen. Es war nämlich so bequem für diese Leute, alles was im Hause überflüssig wurde, Abfälle, Küchenreste, Zerbrochenes, kurz alles was wir heute der Müllgrube anvertrauen, einfach hinab in das Wasser zu werfen. Da nahm der jähle, schlammige See-Grund es auf, und bewahrte es treulich durch Jahrhunderte hindurch, hielt es sozusagen unter Luftabschluß. Es konnte nicht verrotten. Man hatte später nur nötig, den See-Grund auszugraben und sorgfältig zu durchsuchen, da war alles wieder da. So kommt es, daß man sogar Kleiderfäden gefunden hat, Stoffe aus Leinen und Wolle, Matten aus Binsengeflecht.

Unabhängig Tonfischer von zerbrochenem Geschirr wurden ausgegraben. Knochen von Fischen, Ebern, Enten und anderen Tieren, die in den Küchen des Pfahlbau-Dorfes als leckere Mahlzeit zubereitet wurden. Selbst Getreidekörner sind wohl erhalten herausgeholt worden. Weizen, Gerste und Hirse hat man damals gehabt.

Eigenartig ist es zu beobachten, wie diese Menschen in ihren See-Wohnungen mit der Zeit fortgeschritten sind. Zuerst hatten sie nur Steinwerkzeuge, steinerne Beile, Pfeile und Lanzenspitzen, nur grobes, graues Tongeschirr. Dann aber, in den höheren, später abgelagerten Schichten, da finden sich Schwerter, Messer, Äxte, Schmuckgegenstände, alles aus Bronze, also aus Metall, einem Gemisch von Zinn und Kupfer. Man hat sogar die Gießerei gefunden, in der all das hergestellt wurde. Zierliche Schalen und Trichter aus Ton, schwarz, gelb oder rot gebrannt, mit gerigten Strichen und eingesehten Steinchen verziert oder bunt bemalt. Man kann richtig verfolgen, wie die Leute weiter gekommen sind, wie ihr Leben nach und nach reicher, bequemer und angenehmer wurde. Sie hielten sich Ziegen, hatten Kinder, Pferde, Hunde. Sie beleuchteten ihre Zimmer mit Lampen. Fast in jedem Hause muß ein Bestuhl gestanden haben. Die Kunst des Flechtens und Webens war hoch entwickelt. Die Gewänder wurden lustig bunt gefärbt.

Es muß hübsch gewesen sein, in diesen Pfahlbau-Dörfern zu wohnen. Frei und sicher vor der Gefahr, unter sich das Wasser, das alles aufnahm, was man los sein wollte, und das im Falle der Not einen fast unerlöschlichen Vorrat von Nahrung, nämlich an Fischen bot. Wenn sie auch durch Feinde von den am Ufer liegenden Feldern abgeschnitten waren, die Pfahlbau-Bewohner brauchten deshalb noch lange nicht zu hungern. Sie aßen Fische! Heute gibt es in unseren Ländern keine Pfahlbauten mehr. Nur auf der Insel Celebes, im Süden Indiens, wohnen noch heute Menschen in derselben Weise in Häusern, die auf Pfählen mitten im See errichtet werden, so wie es einst die Leute auch bei uns getan haben.

Bukephalos und andere berühmte Tiere.

Bukephalos (und nicht, wie man meistens zu lesen bekommt: Bukephalos) war das Lieblingspferd des großen Alexander. Der Name heißt „Mit einem Stierkopf“. Das ist sonderbar, und man hat auch in der Tat lange darüber gerätselt, was wohl dieser seltsame Name hat sagen wollen. Die einen sagen, das Pferd habe eine so breite Stirne besessen, daß es wie ein Stier ausgesehen habe. Die anderen meinen, er sei so mutig in den Kampf gezogen wie ein Stier, der ja bekanntlich den Schädel senkt, wenn er seinen Feind auf die Hörner nehmen will. Aber alles das scheint doch eine falsche Auslegung zu sein. Eine dritte Erklärung sagt, nämlich, daß es in einem berühmten Gedicht Sitte gewesen sei, die Pferde (ganz wie es ja auch heute noch geschieht) mit einem Brandmal, einer Erkennungsmarke zu versehen, und zwar habe in diesem Falle das Brandmal die Form eines Stierkopfes gehabt. Nach diesem Merkmal sei das Pferd dann benannt worden.

Dies berühmte Pferd Bukephalos hat keinen anderen Reiter aufsitzen lassen als seinen Herrn, den König. Jeder andere wurde unweigerlich abgeworfen. Es werden ergreifende Geschichten über das Pferd erzählt. Es habe in einer Schlacht schwere Wunden erlitten, so daß es über und über mit Blut bedeckt gewesen sei. Aber erst habe es in gewaltigen Sprüngen seinen Herrn aus dem Anäuel der Feinde herausgetragen, dann sei es tot zusammengebrochen.

Wer kennt die berühmte Geschichte von dem treuen Hunde Argos noch nicht? 20 Jahre war Odysseus, der Fürst von Ithaka, von Haus und Hof abwesend, und als er heimkehrte, da erkannte ihn niemand. Nur der alte, fast blinde Hund, der einst auch herrliche Tage gesehen hatte, und nun verlaßt und verkommen auf dem Mist lag, der erkannte seinen Herrn sofort wieder, sprang aufheulend vor Freude an dem Gebieter in die Höhe und brach dann tot zusammen. Auf der Höhe des Großen St. Bernhard's in den Alpen liegt ein Kloster der Augustiner, die sich dort angesiedelt haben, um den durch Schneestürme und Lawinen verunglückten Wanderern Hilfe bringen zu können. Zu ihrer Unterstützung halten sie sich die prachtvollen Bernhardiner-Hunde. Der berühmteste unter diesen Hunden, Barry, hat 400 Menschen das Leben gerettet.



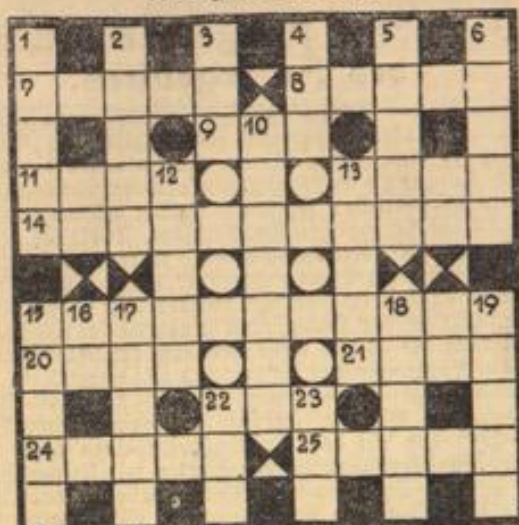
Rätsel und Spiele.



Schach-Spalte.

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Kreuzwort-Rätsel.



Die Wörter bedeuten: Senkrecht: 1. Wurfspiel, 2. Speisewort, 3. Papstname, 4. Pflichtenkreis, 5. große Wohn-gemeinschaft, 6. Philosoph, 10. Sunda-Insel, 12. unentschieden beim Schach, 13. indische Gottheit, 15. Vermutung, 16. Präposition, 17. Strom in Afrika, 18. kleines Raubtier, 19. Längennuß, 22. Teil des Baumes, 23. Nichtblei.

Waagerecht: 7. lustiges Bühnenstück, 8. Kleiderhändler, 9. Himmelsrichtung, 11. türkisch-arabischer Titel, 13. Gedanke, 14. Kleidungsstück, 15. oberste Verwaltungsbehörde, 20. Heil-pflanze, 21. niedere Pflanzenart, 22. Fisch, 24. geometrische Figur, 25. Delfin.

Bilder-Rätsel.



Zusatz-Rätsel.

und, Meise, Eiter, Jun, Eisen, Orden, Ju, Rot, Uhr, Range, Kette, Anna, Ware, Jie, Raum, Alter, Sym-metrie, Omen, Eier, Tat, Eger, Ah, Heim, Richter.

Durch Vorlesen eines Buchstaben sind aus vorstehenden Wörtern neue Wörter zu bilden. Die so gefundenen Buchstaben ergeben dann nacheinander gelesen ein bekanntes Sprichwort.

Silben-Rätsel.

bau — burg — dra — ei — eh — fel
— form — ge — go — hu — ka —
lett — li — man — me — mi — mi
— ne — neu — neu — ni — nor —
o — ren — ri — ri — ro — ro — ro
— si — sold — then — ter — to —
u — um — wied.

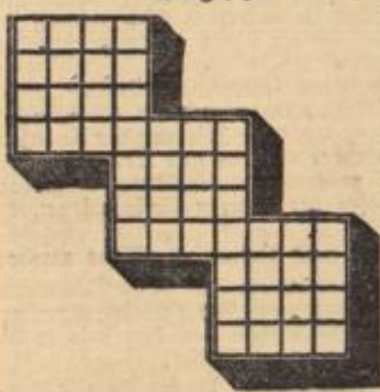
Aus diesen 37 Silben sollen 13 Wörter gebildet werden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, ein bekanntes deutsches Sprichwort ergeben. Die Bedeutung der Wörter ist:

1. Insel des Mittelmeers, 2. Tierchen-art, 3. bayerische Stadt, 4. altdeutscher Vorname, 5. Gebirge, 6. rheinische Stadt, 7. Nachahmung, 8. Bezeichnung für Ge-lände, 9. militärische Bekleidung, 10. neues Haus, 11. Polmetischer im Orient, 12. Rente für besondere Verdienste, 13. Indianer.

Vers-Rätsel.

Mit Efel fällt's dir, kommt mit W
Das Rätselwort in deine Röh',
Will dir dein Blut auslaufen.
Mit 2 tat's manchem laugen,
Der in den Kampf sich hat gewagt.
Wer kennt das Wort, nach dem gefragt?

Magisches Treppen-Rätsel.



Die Buchstaben:

a, a, a, c, c, c, e, e, e,
e, e, e, e, e, e, e, e, h,
h, i, i, k, k, l, l, l, l, l,
l, m, m, n, n, n, o, o, o,
o, r, r, r, r, r, r, r, t, u, u
sind so in die Figur einzufügen, daß waagerecht u. senkrecht die gleich. Wörter folg. Bedeutung ergeben:
1. Turngerät, 2. Widerball, 3. Teil der Kirche, 4. Blumentier, 5. Liebesmittel, 6. italien. Mäntel, 7. männlicher Vorname, 8. Gefäß, 9. Geflügelart, 10. inhaltslos.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Kreuzwort-Rätsel: Senkrecht: 1. Anis, 2. Gero, 3. As, 4. Ar, 5. Eros, 7. Der, 10. Jre, 12. Kibel, 13. Kibel, 15. Von, 16. Jdo, 18. Eib, 19. leer, 21. Eins, 22. Ei, 24. Loma, 27. Po. Waagerecht: 2. Granate, 6. Bor, 8. Sir, 9. Nif, 11. Bern, 13. Korb, 14. Raab, 16. Jie, 17. Kolbe, 18. Glen, 20. Dife, 23. Kiel, 25. Till, 26. Obe, 27. Pan, 28. Rit, 29. Rhombus. — Würfels-Rätsel: Die Wörter lauten: 1. Diener, 2. Jugend, 3. Eichel, 4. Hermes, 5. Thalia, 6. Kaiser, 7. Jander, 8. Tisfel. Ein Jegliches hat seine Zeit. — Kopttausch: Schutt, Butt. — Silben-Rätsel: 1. Dornmund, 2. Erbic, 3. Rebus, 4. Wilhelm, 5. Egge, 6. Italien, 7. Nachlaß, 8. Erich, 9. Rüge, 10. Japan, 11. Rollschuh, 12. Erde, 13. Unter, 14. Tropez. — Der Wein erfreut des Menschen Herz. — Magisches Treppen-Rätsel: 1. Fetisch, 2. Gitarre, 3. Schrank. — Alles Gute ist nie beisammen: Ungezogen, angezogen.

Lüftlign-Lüftl.

Manuskript.

Jedermann ist unter die Schriftsteller gegangen. Jedermann macht Gedichte. Jedermann schreibt Geschichten.

„Wie geht es denn?“ fragt Müde, „hast du Erfolg?“ „Gestern“, erzählt Jedermann, „gestern war ich beim Generalanzeiger. Der Redakteur aber war ein arroganter Mensch. Solche Manuskripte, sagte er, könnte eine Zeitung wie der Generalanzeiger nicht gebrauchen. Bilden Sie sich bloß nichts ein,“ habe ich ihm erklärt, „die anderen Zeitungen können sie auch alle nicht gebrauchen.“

Kaninchenjarm.

Jedermann hat vier Kaninchen. Aber nach ein paar Wochen sind es sechzehn Kaninchen, und es dauert nicht lange, dann sind es zwanzig.

„Du mußt sie alle, bis auf zwei, schlachten“, sagt Müde; „und dann verkaufst du sie. In ein paar Wochen sind es wieder ein Duzend oder mehr, dann schlachtest du von neuem, und auf die Dauer machst du gar kein schlechtes Geschäft damit.“

Jedermann nickt, geht hin und schlachtet alle Kaninchen, bis auf zwei. Aber nach zwölf Wochen, als Müde die Zucht beschlachten will, sind es immer noch zwei.

„Was hast du gemacht?“ schlägt er die Hände über dem Kopf zusammen, „das sind ja zwei Weibchen! Du mußt doch ein Männchen und ein Weibchen zurückbehalten.“

„Ja, aber —“ wird Jedermann ärgerlich, „warum hast du das denn nicht gleich gesagt?“

Der Aldebaran.

Jedermann unterhält sich mit Professor Schüh. Professor Schüh ist Astronom. „Einer der interessantesten Sterne“, erzählt er, „ist der Aldebaran. Sein Licht braucht neunund-fünfzig Jahre, zwei Monate, drei Tage und vier Minuten, um die Erde zu erreichen, und ich habe berechnen können, daß er 2,07mal so groß ist wie die Erde, daß 6,0005 Prozent seiner Masse aus Eisen besteht, daß sein spezifisches Gewicht 9,009 beträgt, und daß seine Oberfläche Höhenunterschiede von 50.000 Meter aufweist. Sie werden natürlich — Professor Schüh lächelt — kaum verstehen, wie wir auf unserer Erde derartige Messungen vornehmen können.“

„Oh, bitte“, sagt Jedermann, „das alles verstehe ich sehr gut. Aber eins ist mir unerklärlich: Wie haben Sie nur den Namen herausgefunden?“

Referenzen.

„Haben Sie ein Zeugnis mitgebracht?“ „Ja!“, sagte der Bewerber. „Sehen Sie, hier steht: Herr Schaller — das bin ich — arbeitete für uns eine Woche, und das hat uns genügt...“

Eingebildet.

„Sie haben gesagt, ich wäre eingebildet!“ „Nein, niemals habe ich das getan — ich habe nur gesagt, wenn man Sie für den Preis laufen könnte, den Sie wert sind, und Sie dann weiter verkaufen würde für das, was Sie selber glauben wert zu sein, würde man ein Bombengeschäft machen!“

Ich so!

„Die Götter mögen wissen, was der leichtsinnige Ruffenberg mit seinem Geld macht! Gestern hatte er leins, vorgestern hatte er leins, und heute hat er auch leins!“

„Und da wollte er dich wohl anpumpen!“

„Nein — ich ihn!“

Aus Schottland.

„Warum sind Sie denn so schlecht gelaunt, Mister Parler? Sie haben doch den Hauptgewinn in der Lotterie gewonnen!“

„Ja, gewiß Mister Corner, ich hatte aber zwei Lose gekauft, und nun ärgere ich mich, daß ich das Geld für das andere Los ausgegeben habe!“

Zirkus.

„Tritt denn der Säbelhändler heute nicht auf!“

„Nein, er hat eine Gräte in den Hals bekommen!“

Das Allerneueste.

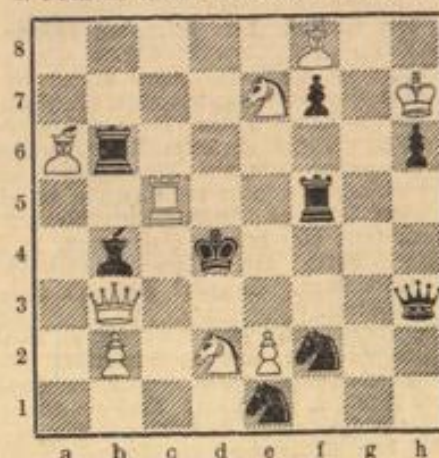
„Das Haus gefällt mir, ich werde es mieten... nur sagen Sie mal, was soll denn dieses Gefängnis an der Fassade?“

„Das ist eine Sonnenuhr, meine Dame! Sehen Sie die Schatten? Es ist jetzt genau elf Uhr, wie auf meiner Taschenuhr. Zuverlässiger als alles andere!“

„Ach — auf was für raffinierte Erfindungen die Leute doch in neuester Zeit kommen!“

Nr. 52. O. Jarosz.

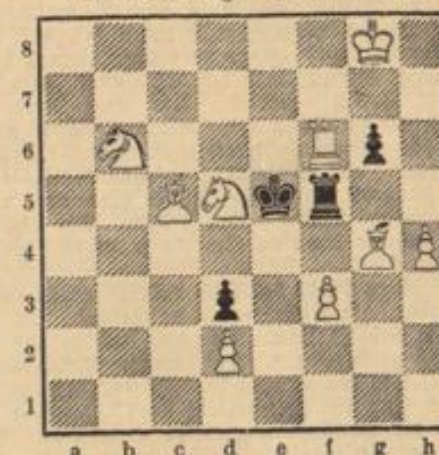
1. Preis in einem russischen Turnier 1895.



Weiß: Kh7, Db3, Tc5, La6, f8, Sd2, e7, Bb2, e2.
Schwarz: Kd4, Dh3, Tb6, f5, Lb4, Se1, f2, Bf7, h6.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 53. F. A. L. Kushol.

1. Preis „Ottavo Wittness“ 1899.



Weiß: Kg8, Tf6, Lc5, g4, Sb6, c5, Bd2, f3, h4.
Schwarz: Ke5, Tf5, Bd3, g6.
Matt in 2 Zügen.

Lösungen: Nr. 49 1. Dd2, Nr. 50 1. La7. Angegeben von Felix Bott, Paul Buerke, Max Taubner, Ingenieur Schmitt.

Bekanntlich zerfällt jedes Spiel in drei Teile, Eröffnung, Mittelspiel und Endspiel. Das Endspiel ist die Verwertung dessen, was im Mittelspiel erreicht wurde, wir werden uns jetzt damit nicht befassen. Das Mittelspiel ist das eigentliche Spiel, da hier das Schicksal des Kampfes entschieden wird, und der im Schachspiel enthaltene Ideenkreis beginnt, entwickelt sich und endet hier. Die Eröffnung dagegen ist die Vorbereitung, Mobilisierung und Entwicklung der Kraft zur Schlacht. Es ist an der Zeit, daß diese Mobilisierung besonders ins Auge gefaßt wird, da die Kräfte alle vorher bestimmt sind und vermindert noch vermehrt werden können, und die Mobilisierung verläuft oft gleichzeitig mit dem Kampf. So kann die Eröffnung beschrieben werden als ein Aufmarsch der Streitkräfte zum Kampf angesichts des Feindes. Um zu wissen, wie man am besten eröffnet, muß man alle Eigenschaften und Kennzeichen des Mittelspiels sorgfältig würdigen. Die Eröffnung ist die Vorbereitung für dieses und man kann unmöglich eine gute Vorbereitung treffen, wenn man nicht weiß, für was man vorbereiten soll. Es ist desto seltsamer, daß bisher das Mittelspiel unbearbeitet geblieben ist. Die Eröffnung und das Endspiel haben sorgfältige Beachtung erfahren, dagegen das Mittelspiel, das am interessantesten und schwierigsten ist, nicht. Schachjünger haben verschiedene Varianten der Eröffnung und des Endspiels auswendig gelernt, sind aber im Mittelspiel ohne Hilfe gelassen worden. Dies ist erklärlich durch die außerordentliche Schwierigkeit der Analyse des Mittelspiels. Vor allem gibt es keinen Punkt, von dem aus man mit der Analyse beginnen kann. Die Eröffnung hat eine gegebene Anfangsstellung und das Endspiel führt uns zu einfachen Positionen, wo ein Matt möglich ist. Aber wie sollen wir das Mittelspiel abhandeln? Es gibt noch nicht einmal eine Klassifikation des Mittelspiels und wir müßten alles von vorn an beginnen.

Partie Nr. 29. Gespielt im Meisterturnier zu Bad Harzburg 1933.

1. d4, d5; 2. c4, c6; 3. Sc3, Sf6; 4. e3, e6; 5. Sf3, Sd7; 6. Ld3, dxc4; 7. Lxc4, Sb6; 8. Lb3, Sd5; 9. 0-0, Sxc3; 10. bxc3, b6; 11. De2, Le7; 12. e4, 0-0; 13. e5!, Sd7; 14. De4, Lb7; 15. Lc2, g6; 16. Lh6, Te8; 17. h4, Lf8; 18. Df4, Lh6; 19. Dxc6, Sf8; 20. h5, c5; 21. Sg5, cxb4; 22. Sh7!, Sxc7; 23. hxc6, fxc6; 24. Dxc6+, Kf8; 25. h6+ aufgegeben.

Bemerkungen: 7. Sb6. Dieser und folgende Springerzüge sind Tempoverluste. Besser ist b5 nebst a6 und c5. 12. ... 0-0. Diese kurze Rochade hat ihre Schwächen, da der Weiße auf den Königs-Flügel einen gefährlichen Angriff mit Unterstützung des h-Bauern unternimmt. 21. ... cxb4 schwarz geht seine eigenen Wege, unterschätzt aber dabei die Angriffschancen des Weißen am Königsflügel. 22. Sxc7. In richtiger Erkenntnis machte Dr. Stipanski ein schwer zu berechnendes aber korrektes Opfer. 23. fxc6. Der Teilzug beschleunigt das Ende. 25. Dh6+ da zwangsläufiges Matt in 4 Zügen folgt.

Haus, Hof und Garten.

Der Juli, ein Monat reicher Ernten.

Unter dem Einfluß der steigenden Wärme und der starken Belichtung wird das Wachstum allenthalben beschleunigt und neigt zur Reife. Schon nähert sich rasch das mehr und mehr vergilbende Getreide der Ernte zu. Die verschiedenen Beerenarten eröffnen den großen Reigen der Obsternte. Ihnen folgen in lange Reihe Aprikosen, Pfirsiche, sowie die ersten Pflaumen, Früh-Birnen und Äpfel. Der Garten versorgt die Küche mit Gemüsen in reicher Auswahl und einer kaum zu bewältigenden Menge. Nur die Einmachekunst kann hier helfend einspringen, da sie es ermöglicht, einen Vorrat von diesen Reichtümern für den Winter aufzubewahren. So zeigt sich der Juli als ein Monat reicher Ernte.

Indessen machen sich schon die ersten Anzeichen des nahenden Herbstes hier und da bemerkbar. Der Abzug einiger Sommerbrutvögel, wie der Turmfalken, des Kuckucks, des Pirols u. a. beginnt. Auch ein großer Teil der Vögel bereitet sich, einen Entwicklungsabschluß herbeizuführen. Mit dem Vertommen des Gesanges unserer Singvögel herrscht eine feierliche Stille in der Natur.

Der Obstkrieg steht im Zeichen der Beerenenernte.

Alles Beerenobst, das nicht zum Verkauf kommt und meist im Haushalte verwendet wird, sollte in der Vollreife gepflückt werden. Beim Einmachen, bei der Herstellung von Gelee, Fruchtlikören und Beerenweinen wird dadurch wesentlich an Zucker gespart. Die Ernte der Süß- und Sauerkirschen schließt sich bald an. Beim Pflücken des Steinobstes und besonders der Kirschen ist das Bekleiden der Baumkronen unbedingt zu vermeiden, damit die Rinde nicht beschädigt wird. Auch bei der Ernte der Schattenmorellen ist Vorsicht geboten. Um keine Rindenrücken abzureißen, sind die Fruchtstiele mit der Schere abzuschneiden. Für den eigenen Gebrauch kann man die Früchte einfach abstreifen. Bei warmem, sonnigem Wetter reift auch schon das Frühobst. Pfirsiche pflückt man nach und nach, immer erst die vollständig reifen Früchte. Die noch hängenden nehmen dann an Gewicht zu, werden größer und saftiger.

Mit Früchten stark beladene Bäume müssen unbedingt gestützt werden, um Abbrüche zu vermeiden. In trockener Zeit sind die Gehölze, namentlich das Zwerg- und Spalierobst, reichlich zu bewässern. Bei späten Äpfeln und Birnen sortiert man den Behang zu dicht stehender Früchte aus. Immer noch sind die Seitentriebe des Formobstes zu entspitzen und die Verlängerungstriebe anzuhaken. Auch die Geiztriebe der Weinspalier werden ausgebrochen und die Reben gleichzeitig geschwefelt.

Nach beendeter Ernte der Erdbeeren säubert man die Beete. Kamen und dürre Blätter werden entfernt. Auch das eingestülpte Unkraut ist zu beseitigen. Dann lockert man den Boden und düngt ihn gleichzeitig. Neue Erdbeerbeete können angelegt werden, wobei eine kräftige Düngung mit verrottetem Stallmist nicht zu verpassen ist. Auch ein Versuch mit dem Anbau der Monatserdbeere lohnt sich, da sie bei guter Bewässerung unaufhörlich bis in den Herbst würzige Früchte bringt.

Auf das Auftreten der Schädlinge ist auch in diesem Monat ständig zu achten. Das gilt besonders von den Blatt-

und Blattläusen, die immer wieder in kleinen Kolonien auftreten.

Im Gemüsegarten gibt es immer noch zu pflanzen und zu jäten.

Die laufenden Kulturarbeiten, wie Hacken, Gießen und Düngen werden auch in diesem Monat fortgesetzt. Besonders verlangt der Blumenkohl reiche Mengen von Wasser und öfteren Düngungssüssen, ebenso der Sellerie, die Gurken und Kürbisse. Bei letzteren Pflanzen sind unfruchtbare und schwächere Ranken zu entfernen und die übrigen gleichmäßig auf dem Beete zu verteilen.

Die abgeräumten Erbsen- und Kartoffelbeete werden alsbald umgegraben, damit sie nicht ausgebrannt werden und verhartet. Gleichzeitig düngt man mit verwestem Stallmist, nahrhaftem Kompost oder auch mit künstlichem Dünger (Albion Gartendünger, Marke AG.). So lange der Boden frisch ist, muß er befeuchtet werden.

Es können noch gepflanzt werden: Blumenkohl, Rosenkohl, Wirsing, Kohlraben und Grünkohl (Krauskohl), ferner Sellerie und Lauch (Porree), endlich Kopfsalat und Endivien.

Direkt auf die Beete werden ausgesät: frühe Buschbohnen, frühe Möhren (Gelberüben), Speiserüben und Winterrettiche, am besten auf halbschattige Beete.

Ausgemacht werden Schalotten, Einmachzwiebeln und Perlzwiebeln, die man zur Nachreife einige Tage auf den Beeten, trockenes Wetter vorausgesetzt, ausbreitet.

Busch- und Stangenbohnen liefern die ersten Erträge. Man pflückt sie stets gut durch und läßt keine sogenannten harten Hülsen stehen. Der Gesamttertrag wird dadurch nur erhöht. Gewürzkräuter sind vor ihrer Blüte zu schneiden und im Schatten zu trocknen.

Sobald der Kohlweißling seinen Hochzeitsflug unternimmt, sollte man die Kohlpflanzen nach den Eierhäuschen, die von dem Schmetterling um diese Zeit auf der Unterseite der Blätter abgelegt werden, absuchen und zerdrücken. Dadurch werden spätere größere Raupenschäden verhindert. Auch das ekelhafte Ablesen der Raupen bleibt erspart.

Auch im Blumengarten muß fleißig gewässert werden.

Eine der wichtigsten Arbeiten im Juli ist die Versorgung der Kalenklähen, Blumenbeete sowie der Kübelpflanzen und Ballonkassen mit Wasser. Man gieße auch hier stets in Abständen abends mit abgekandem Wasser.

Efeu, Rosen und Ziergehölze können bereits durch Stedlinge, Kellen durch Abenten vermehrt und Stauden geteilt werden. Abgebüßte Rosen sind rechtzeitig bis zur nächsten kräftigen Knospe abzuschneiden. Man entfernt mindestens auch noch 2-3 Blätter dabei.

Seht werden auch Ausläufer von Stiefmütterchen, Bergameinmisch und Silenen gemacht.

Zur guten Kalenpflege ist es unbedingt erforderlich, den Kalen regelmäßig alle 8-10 Tage zu schneiden und reichlich zu bewässern. Man düngt ihn öfters mit einem guten Dünger (Albion Kalendünger, Marke AG., Chem. Werke, Wiesbaden-Biedrig) und zwar braucht man dazu 40 bis 50 Gramm auf 1 Quadratmeter. Ein üppiger Grasschub ist die Folge davon.

Man sehe deshalb jede Woche mindestens zweimal durch und unterdrücke die Geize, so lange sie noch kurz sind. Auch die Beseitigung der Blätter, die die Früchte beschatten, wie es allgemein empfohlen wird, ist ein großer Fehler. Nicht durch die Belichtung, sondern nur durch die Wärme reifen die Früchte. Außerdem entzieht man ihnen mit den Blättern die Zufuhr weiterer Nährstoffe. Nur gegen den Herbst hin und besonders bei spätreifenden Sorten ist ein Entblättern gerechtfertigt, weil dadurch die Rotreife der Früchte herbeigeführt wird.

Entschieden besser ist es, die Früchte in einem warmen Raume, z. B. in Küche oder Treibhaus nachreifen zu lassen. Bei Früchten, die schon eine gelbliche Färbung haben, tritt bereits in 2-3 Tagen die Reife ein, am Stode dagegen erst nach etwa einer Woche. Im Herbst, wenn bei Frostgefahr große Mengen unreifer, grüner Früchte plötzlich geborgen werden müssen, bringt man sie in Torfmull an einen kühlen Ort. Nach und nach, etwa innerhalb 3-4 Wochen kommen sie zur Nachreife in einen warmen Raum, falls man es nicht vorzieht, sie wie Gurken in Essig einzulegen.

Mit Früchten schwer beladene Bäume bedürfen der Stütze.

Freistehende Bäume mit einem übermäßig starken Fruchtbehang bedürfen unbedingt einer Stütze ihrer schwer beladenen Äste, damit diese nicht brechen. Besser noch ist es in diesem Falle, einen Teil der zu dicht hängenden Früchte auszubrechen. Man entfernt nach und nach etwa innerhalb drei Wochen die zurückerbliebenen, verkrüppelten und wurmfressigen Früchte. Damit erreicht man den Vorteil, daß die hängengebliebenen Früchte vollkommener ausgebildet werden. Der Baum selbst wird in seinen Kräften dann nicht so sehr erschöpft. Es ist jedenfalls wünschenswerter, daß ein Baum jedes Jahr etwas trägt, als in einem Jahre übermäßig viele und im Jahre darauf gar keine Früchte bringt. Man erzielt so auch in sonst schlechten Obsternten eine Ernte, für die bekanntlich weit höhere Preise bezahlt werden als in gelegentlichen Jahren.

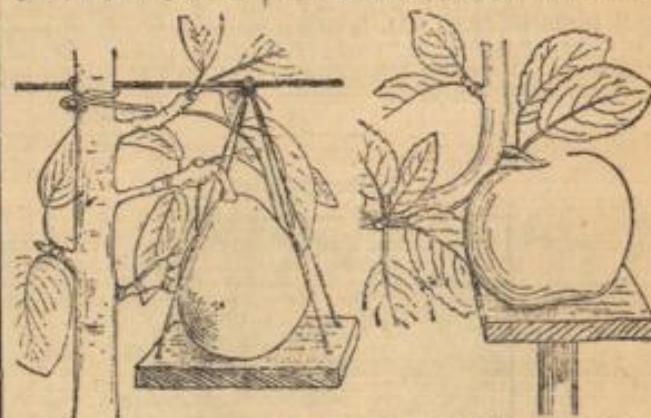
Aber auch bei einem nur mittelmäßigen Behange ist es empfehlenswert, die herabhängenden Äste zu stützen. Namentlich in windigen Tagen wird dies notwendig sein, damit Stürme nicht das Obst ablegen. Die Früchte der herabhängenden Äste erhalten wegen des geringeren Saftzutrommes weniger Nahrung und bleiben verhältnismäßig klein. Die Stütze der Äste kann in zweifacher Weise ausgeführt werden. Entweder stellt man unter die Äste Stangen mit gabelförmigem Ende oder man befestigt eine kräftige Stange an der Mitte des Baumes und bindet mit Kollastricken die herunterhängenden Äste fest. Sie werden dabei gleichzeitig in die normale Höhenlage gebracht.

Besondere Pflege der Früchte des Zwergobstes.

Auch bei den Zwerg- und Spalierobstbäumen, von denen erstklassiges Tafelobst erwartet wird, spielt das Auslichten der Früchte eine große Rolle. Es ist neben einer sorgfältigen Düngung im Herbst die Voraussetzung für die Ausbildung stattdlicher Früchte. Darum müssen schon frühzeitig die minderwertigen Fruchtansätze, sobald sie als solche zu erkennen sind, beseitigt werden. Allerdings wartet man damit, bis sich die Bäume „geputzt“ haben. Es wird bald nach dem Blühen eine größere Anzahl kleiner Früchte abgehoben, weil sie der Baum nicht ernähren kann. Erst wenn die Früchte die Größe einer Walnuz erreicht haben, wird mit dem Ausbrechen der kleinen und minderwertigen Ansätze begonnen.

Johannes Böttner erwähnt in seinem „Gartenbuch für Anfänger“, daß auf den Quadratmeter eines regelrecht gezogenen Spalierobstbaumes von Sorten mit kleinen Früchten etwa 30, von Sorten mit mittleren Früchten etwa 20 und von solchen mit großen Früchten nur 10 Stück hängen bleiben sollen. Im allgemeinen muß mit einem Drittel dieser Anzahl für den laufenden Meter des Spalierbaumes zu rechnen sein.

Nach dem Ausdünnen der Früchte kann man von einem besonderen Stützen der Äste absehen, da sie nun in der Lage sind, jene zu tragen. Indessen ist es rätlich, die einzelnen Früchte zu stützen. Man schiebt (s. Abb.) ihnen ein Brett-



chen unter und befestigt sie. Damit die Früchte durch das Aufliegen nicht beschädigt werden, legt man ihnen etwas Moos unter. Auch hier wird dem Behang ungehindert der Nahrungsstoff zugeführt und ihre vollkommene Ausbildung gefördert. Um außerdem prächtige Schaustücke zu erzielen, hüllt man sie etwa 5 Wochen vor der Pflückreife in eine Papiertüte ein (s. Abb.). Zunächst werden



Weipen und Ämeln durch diesen Schutz abgehalten. Auf die Frucht selbst übt die Tüte einen wohltätigen Einfluss aus. So bleibt die Schale außerordentlich zart und weich. Dadurch wird sie in ihrer Ausdehnungsfähigkeit nicht behindert und kann sich leicht vergrößern. Allerdings wird ihre Farbe etwas gebleicht. Aber dieser Nachteil, wenn man ihn als einen solchen bezeichnen will, kann vollständig ausgeglichen werden. Man braucht nur einige Tage vor dem Pflücken die Tüten zu beseitigen. Die der Sonne ausgelegten Früchte bekommen bald wieder ihre natürliche Farbe. Gegen die Verletzung durch Ämeln bedeckt man die Tafelfrüchte mit einem Kragen aus Pappe (s. Abb.).

Erntet aus anderer Erfahrung.

Tafelfrüchte, besonders Pfirsiche, sollten, sobald sie ihre volle Größe erreicht haben, mehr als jeher der vollen Sonne ausgelegt werden. Dadurch erhalten sie eine reifere und stärkere Farbe und gewinnen auch einen höheren Wert. Um die Einwirkung der Sonne zu verstärken, schneidet man nach und nach die bedeckenden Blätter an trüben Tagen weg. Jedoch dürfen die Blätter nicht abgerissen werden, da sonst die in den Blattwinkeln stehenden Knospen leicht beschädigt werden.

Der Schnitt des Beerenobstes bewirkt, daß alle Teile der Sträucher sich gleichmäßig entwickeln. Dadurch werden die einzelnen Zweige geträgt und bleiben gesund. Auch auf die Früchte übt der Schnitt eine wohltätige Wirkung aus, sie werden süßer und wohlschmeckender. Er wird zweimal im Jahre ausgeführt, im Sommer, alsbald nach der Ernte und im Laufe des Winters. Beim Sommerchnitt werden alle zu dicht stehenden Äste beseitigt. Die Jahrestriebe schneidet man dabei um ein Drittel ihrer Länge zurück. Der Winterschnitt ergänzt nur den Schnitt im Sommer. Bei den Himbeeren und Brombeeren werden alsbald nach der Ernte die abgetragenen Ruten dicht am Boden abgeschnitten und die schwachen, diesjährigen Triebe beseitigt. Man läßt jedem Stod 5-7 der stärksten Jahrestriebe.

Blumenkohl soll während des Sommers Tag für Tag nachgesehen werden. Sobald sich im Grunde der Blätter der Röhre zu entwickeln beginnt, muß er vor Sonnenlicht geschützt werden, damit er schon weiß bleibt und recht zart wird. Etwa fünf Tage vor der Ernte sind daher die Spitzen der äußeren Blätter nach innen umzuklappen, damit sie die werdenden Röhre vollständig bedecken. Verkehrt ist es jedoch, die Blätter zusammenzubinden.

Wer von Erbsen, Bohnen, Tomaten und Gurken Samen ernten will, kennzeichnet die größten und schönsten Früchte mit einem Bändchen irgend welcher Art. Sie bleiben bis zur Reife hängen. Die Hülsen der Erbsen und Bohnen werden in einem luftigen Raume aufgehängt, bis sie vollständig trocken geworden sind. Dann erst kernt man sie aus. Die Kerne der Tomaten und Gurken werden aus dem Fleische geschält, samt der daran haftenden schleimigen Masse in ein Gefäß gebracht und dort einer Art Gärung überlassen. Danach lassen sie sich leicht von der anhaftenden Masse lösen, wenn man sie ins Wasser bringt. Schließlich werden die Samen in der Sonne getrocknet.

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 177.

Sonntag, 2. Juli

1933.

Drei Schwestern stehen am Kreuzweg

Roman von Elsa Maria Bud.

8. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Helmut Höwell ging jetzt ins Haus, um zu bezahlen. Frau Schön stand, den Rücken schneidend und anordnend, an ihrem Verkaufstisch und sah ihn schmelzend an.

„Herr Höwell, nu tragen Sie mir das bloß nicht nach, daß ich den beschmorten Kerl nicht gleich gesehen habe. Das ist mir ja nun schrecklich leid, vor dem gnädigen Fräulein solche unflätigen Reden. Ich habe ihn ja wohl zurechtgestoßen — hier drin, können Sie sich denken. Von mir, da läßt er sich ja noch was sagen. Weil er doch immer Vektur gegessen hat, und ich Vorlekte, und da sind wir so zusammen durch die Schule gekommen. Aber seine Frau kann ja gar nicht mit ihm fertig werden. — Das ist schon ein Leiden mit den Männern!“

Höwell beruhigte die gute Frau.

Draußen stand Marga bei den Rädern, rank und schön wie der Junitag selbst, und lachte ihm froh entgegen.

„Also Abmarsch nach der City!“ rief sie. „Leb' wohl, Herr Höwell!“

„Willst du mich loswerden? — Ich komme aber doch noch ein Stück mit dir!“

„Laß es lieber“, meinte Marga bedenklich, „die Spione hinter den Fenstern von Rieburg haben scharfe Augen. Sie sehen sogar mehr, als zu sehen ist.“

„Schön. Aber jetzt will ich wirklich noch etwas hier erledigen, nachdem du mich schon so weit verschleppt hast.“

Sie schlangen sich auf die Räder und fuhren behutsam über das holprige Pflaster.

„Wohin willst du?“ fragte sie.

„Ich muß zu dem Vermittler, dem Bunzlau.“

„So?“ fragte sie gedehnt. „Gehst du dort öfters hin?“

Er wurde verlegen. Rot stieg in seinen Rachen.

„Ich brauche den Menschen leider.“

Schweigend fuhr Marga weiter. Nach einer Weile sagte sie mit verdecktem Klang der Stimme.

„Man hört nichts Gutes über den Mann.“

„Was soll man Gutes von dem hören?“ erwiderte er in verächtlichem Tonfall. „Aber ich habe keinen Besseren. Er verleiht und vermittelt Geld — zu Wucherzinsen. Kein Beruf von Ehre.“

„Geben dir nicht anständige Menschen Geld, wenn du es nötig hast?“ rief sie im Ton innerster Entrüstung.

„Es ist doch leider so, daß man beim Nachbar zuleht borgen kann. Und Gut Borgstedt ist schon von meinem Onkel her so in Verruf gekommen, daß ich wirklich nicht wage, in Bekanntenkreisen Kredite aufzunehmen. Zudem: auf wieviel Gütern ist denn heute noch Geld? — Soviel ich weiß, ist da nur dein Vater, der noch einigermaßen dasteht. Und das ist wohl der letzte Platz, an dem ich um Hilfe bitten werde.“

„Das ist der erste Platz, an dem du um Hilfe zu bitten hast!“ erwiderte Marga sehr stark.

Er senkte den Kopf. Er wußte nichts zu erwidern.

„Bist du — ist es dir — quälend, von dieser Sache zu wissen?“ fragte er nach einer Pause.

Sie antwortete nicht. Es war, als ob ein ganz leiser Schatten plötzlich über die Sonne da oben zöge und zugleich auch über ihr Herz. Sie spürte das erste Zeichen kommender Kämpfe. Sie wußte, ohne es klar zu denken, daß mit ihrer Liebe allein das Schicksal noch nicht gewonnen war. Würden sie siegreich aus allen Schwierigkeiten hervorgehen? Und wo blieb Edna mit ihrer ungebändigten Leidenschaft für den gleichen Mann?

„Du bist — so still geworden?“ sagte er leise.

„Ich muß nachdenken.“ Sie sah ernsthaft vor sich nieder.

Beide näherten sich dem Rieburger Markt. Gemüse- und Milchwagen kamen ihnen entgegen. Sie mußten jeden Augenblick grüßen. Es war Zeit, auseinander zu gehen.

Marga schwang sich vom Rad. Er tat dasselbe.

„Auf morgen dann!“ sagte sie gedämpft und ohne daß sich ihr Gesicht noch einmal erhellte.

„Auf Wiedersehen, liebe Marga!“ sagte er ebenso leise mit einem flehenden Unterton.

Sie reichten sich die Hände. Er zerpreßte ihr fast die Finger.

Dann fuhren sie nach zwei Seiten auseinander.

Marga stellte ihr Rad, wie sie gewohnt war, beim Fleischermeister des Ortes unter. Hier hatte sie eine Bestellung wegen eines Kalbes auszurichten, das vom Gute abgeholt werden sollte.

Marga sah in ihr Notizbüchlein, in das sie alle die Aufträge für heute aufgeschrieben hatte: zum Klempnermeister, zur Hilfsfrau Radeke, Seife, Stopfwohle, Nähseide, eine Emaillewanne bei Appelschroth bestellen, zwei Reissigbesen und Sattelriemen waren zu erneuern.

Gut, zuerst zu Appelschroths! Sie trat in den Laden ein. Alle Tische, Ecken, Böden waren mit einem Hauf von Waren beladen. Von der Decke hingen getranke Stiefel und Bürste. Auf dem Ladentisch standen Rollmöpfe, Apfelsinentasten und Bonbonsäffer. Daneben auf dem Boden die Seifentonnen, Gurkenbottiche und in den Ecken schmiedeeisernes Handwerkszeug, wie es von den Landbewohnern gebraucht wird.

Frau Appelschroth regierte in ihrem Warenhause mit puterrotem Kürbisköpfchen, auf dem ein paar blonde Haare mit mehr Kunst als Schönheit in einen dünnen Knoten zusammengedreht waren. Als sie Marga erblickte, unterbrach sie ihre angeregte Unterhaltung mit einer Käuferin und rief dem jungen Mädchen zu:

„Ach, liebes gnäd'ges Fräulein, Sie kommen ja von draußen — haben Sie nicht Appelschroth gesehen? Appelschroth ist wieder mal abgängig. Hat wieder mal sein Quartal.“

Das Quartal war alle vierzehn Tage. Aber Frau Appelschroth beschönigte die Schwäche ihres Gatten gern. Marga mußte ein wenig lachen.

„Ja, getroffen habe ich ihn. Und sein Quartal hat er auch. Wenn Sie ihn wiederhaben wollen, dann müssen Sie zu Frau Schön schiden!“

„Ich, was liegt an so 'n Mann?“ sagte Frau Appelschroth grimmig. „Wenn er bei der Schön sitzt, dann mag er man sitzen. Da ist er noch am besten aufgehoben. Die versteht's besser mit ihm als ich.“

Und mit tief erbohtem Gesicht fügte sie hinzu:

„Die hat nicht so 'n weiches Herz. Unserins ist noch immer viel zu gut zu so einem. — Merken Sie's sich, gnädiges Fräulein, die Männer taugen allzusamt nisch Besonderes. Mein Mann ist doch sonst 'n guter Mann, aber wenn er sein Quartal hat, ist nisch zu wollen.“

Da blieb ja für die guten Stunden nicht mehr allzumiel übrig, dachte Marga, sich an die Kürze des Appelschrothschen Quartals erinnernd.

Marga begann, von ihrem Büchlein ablesend, aufzuzählen, was an das Gut geliefert werden sollte. Ihr Kopf war nicht sonderlich bei der Sache.

Frau Appelschroth notierte in ein großes Buch. Abwechselnd leckte sie am Bleistift und bearbeitete mit dem anderen Ende den winzigen Knoten auf ihrem Kopse.

„Ist das alles?“ fragte sie dann.

„Zawohl!“ Marga wandte sich zum Gehen.

„Ach, gnä' Fräulein, wenn Sie Appelschroth wieder treffen, auf ihrem Rückweg, sagen Sie ihm doch bloß ein Wort: Erbsen mit Schweineohren! Dann kommt er nach Hause.“

„Gut! Erbsen mit Schweineohren!“ lachte Marga. „Ich werde es nicht vergessen.“ — Frau Appelschroth grinste:

„Und wenn ich ihm die eigenen Ohren abschneiden soll, dem Swinkler, dem!“

Als Marga nach Hause fuhr, sah sie Herrn Appelschroth an einem Zaun stehen, nicht weit vom Café Schön, und sich mit einer Schar von Staren unterhalten, die von einer Pappel zu ihm herunterstiegen. Ihr Rufen klang wie: „Pui, pui, pui“, und Appelschroth stand auch so da, als hätte er eine Verteidigungsrede.

„Wenn man immer . . . Und man hat keine Freude sonst . . .“, hörte Marga ihn reden. „Und die Olsche schimpft den ganzen Tag . . .“

Marga hielt es für aussichtslos, ihn zu unterbrechen; aber sie rief doch vom Rade herunter: „Erbsen mit Schweineohren, Herr Appelschroth! Man fixing nach Hause!“

Appelschroth starrte ihr verglast nach.

Die Mittagssonne brannte heiß auf dem Wege, in der Ferne sah sie, wie das Heu auf den Wagen gepackt wurde. Sommer, Sommer! Ein Duft von überwältigendem Blüten und Reifen zugleich umfing sie. Ihre Heimat, ihre wunderschöne Heimat! Wie konnte Irene dies alles lassen wollen und in das baumleere, glühende Südafrika ziehen? Nun ja, sie liebte eben.

Marga lächelte vor sich hin.

Das Mittagessen wurde schon aufgetragen, als sie verspätet in den dunkelgetäfelten Speiseraum trat. Der Vater saß am Kopfende des Tisches im schweren, geschnitzten Stuhl. Irene gegenüber saß der junge Gutshelevé Bonin, Edna neben ihm, dann der alte Inspektor Krüger.

Vater und Schwestern begrüßten sie mit: „Hallo!“

„Bist ja so glühend, Mädchen!“ rief der Vater.

„Der Weg ist so heiß!“ erwiderte Marga.

Sie begann ihre Suppe zu löffeln.

„Was Neues?“ fragte der Vater.

„Nichts Neues. Appelschroth ist betrunken, und Riechburg steht auch noch.“

„Also wirklich nichts Neues!“ lachte der Vater.

„Hast du niemand getroffen?“ fragte Edna.

Marga streifte die Schwester mit einem kurzen Blick. Sie sah das Gespannte, beinahe Dauernde in Ednas Augen und versuchte eine direkte Antwort zu umgehen.

„Oh!, doch! Halb Riechburg habe ich getroffen!“

Mit einem humoristischen Ton, der fast vollständig

glückte: „Die andere Hälfte von Riechburg pflegt ja hinterm Spion zu sitzen, und einen auch zu treffen, ohne daß man selbst was gesehen hat.“

Der Eleve lachte jugenhaft auf. „Fürchterlich ist das, gnädiges Fräulein! Wer ein Großstädter ist, kann sich überhaupt nicht daran gewöhnen. Neulich habe ich mir in Riechburg Zigaretten gekauft. Nächstes Mal, als ich ins Städtchen kam, traf ich den Stadtschreiber von der Bürgermeisterei. Da sagte der Mensch doch gleich: Sagen Sie, lieber Bonin, Sie rauchen doch die Marke Rehmad. Ist das ein kräftiges Kraut? Ich will nämlich meine Marke wechseln. — Weiß der also schon meine Zigarettenmarke?“

Alle lachten. Und Irene ergänzte:

„Das ist gar nichts. Manchmal wissen die Riechburger sogar Sachen, die noch gar nicht geschehen sind.“

Bonin beugte sich nun fragend zu Marga hinüber. „Anbei, gnädiges Fräulein, Sie haben doch nicht vergessen, mir meine Rehmad mitzubringen?“

„Wie?“ rief sie erschrocken aus. „Gott, das habe ich wirklich vergessen!“

„Und meine Gesichtscreme?“ rief Irene schnell.

„Ach, um Gottes willen, auch!“ Marga errötete tief.

„Und ich habe es mir doch so schön notiert. Da muß ich direkt eine Seite überschlagen haben. Aber dafür ist die Sache mit dem Kalb doppelt erledigt. Ich habe es persönlich bestellt, und Vater hat es telephonisch bestellt.“

Unter Gelächter wurde der zweite Gang in Angriff genommen. Beder trug ihn auf silbernem Tablett in einer verdeckten Riechenschüssel herbei und servierte zuerst Irene. Sie nahm den kupfernen Deckel ab — eine Wolke feinen Wohlgeruchs füllte den Speiseraum.

Der Vater jagte mit Behagen: „Ah — meine geliebte Fleischpastete!“ Während Irene vorlegte, hielt Beder in steifer Haltung das Tablett und berichtete:

„Mamsell Annchen läßt sagen, sie hätte sich einen Schärz jemacht. Sie hat nämlich eine Erbse äinjebaden. Wer die Erbse kriecht, der verheiratet sich zuerst. Natürlich“, fügte er bedächtig an, „wer schon verheiratet ist, den trifft das nich.“

„Na, da kann es uns ja alle treffen, das schwere Schicksal!“ lachte der junge Bonin. „Wie wär's, Herr Inspektor, Sie sind am dransten!“

Der alte Inspektor machte eine wegwinkende Geste.

„Wer soll mich ollen Krauter noch wollen? Das ist nu vorbei.“

Mit Vorsicht begannen alle von dem Lederen, mit Pilzen und Kalbfleisch gefüllten Gebäck zu genießen. Es war still in dem großen Raum, nur die silbernen Bestecke klapperten auf dem Porzellan.

„Nun, hat schon jemand die mysteriöse Schicksalserbse?“ fragte der Vater frohgelaut. „Eigentlich müßte sie doch Irene finden!“

„Ich habe sie noch nicht, Vater! Wer weiß, was das Schicksal vor hat!“ erwiderte Irene scherzend.

„Na, wenn ich sie finde“, lachte Bonin, „dann kann sich ja die künftige Frau Eleve freuen.“

„Wird höchste Zeit, sind ja schon zwanzig Jahre!“ jagte der Inspektor Krüger und verzog bissig sein zerfünftertes Gesicht.

Beder, der in einiger Entfernung an der mächtigen, mit edlem Schnitzwerk versehenen Anrichte hantierte, warf im vertraulichen Ton des alten Dieners ein:

„Mancher zu früh und mancher zu spät und mancher gar nicht. Ich könnte auf die Erbse ja verzichten.“

„Danach fragt das Schicksal nicht, lieber Beder!“ jagte der Vater. „Ich habe mal bei einer Weihnachtsfeier bei Gutsfreunden eine merkwürdige Sache erlebt.“

Da war in den Christstippudding auch eine Bohne eingebaden worden. Die hat ein ganz alter Herr bekommen. Wir haben alle gelacht und uns köstlich amüsiert. Und er selber hat gesagt: Das muß wohl im Jenseits sein, daß ich heirate. — Drei Monate später führte er eine junge Frau heim. So seltsam geht es manchmal zu im Leben.“

(Fortsetzung folgt.)

An eine junge Mutter.

Du wirst im Geiste deinem Glücke
Altäre und Paskette bau'n,
Indes die Blide staunend schweifen,
Die nun erst wissen und begreifen
Und Wunder über Wunder schau'n.
Nun gleiten deine Mutterhände,
Die jung und schmal und weich noch sind,
Um deines Kindes zarte Stirne,
Die rein und weiß wie Schnee und Firne,
Und bist mit deinem Kinde Kind.
Ich möchte dir, so ganz im Stillen,
Das dunkelblonde Flechtenhaar
Mit frischem Grün und Blumen tränzen,
Dir, die in seligem Erglänzen
Des Herzens tiefstes Glück gebär.

Hans Horskmann.

Heuduft.

Toni Stitz.

Tag um Tag kühte eine strahlende, goldene Sommer-
sonne das Leben auf dem Gutshof vollends wach, Tag um
Tag bewegte sich im grünen Frühlicht ein bunter Zug
junger, lustiger Menschen in das weitausgedehnte Wiesen-
land. Heuernte.

Rot und blau und gelb winkten die Kopftücher der
Mädchen aus dem tiefen satten Grün, dazwischen nisteten
die riesigen Strohhaute der sonnengebräunten Burschen.
Lachen und Scherzen, Singen und Klängen erfüllte die
blühenden Frühsommerstunden, überall gesunde Daseins-
freude, sprudelnde Lebenslust.

Irgend woher aus dem goldigen Blau kam einer Glode
Morgentied, über die Fluren aber zog es schwer und süß,
süß, wie heimlicher Nachtigallenschlag: Heuduft.

Eine magische Gewalt mag davon auf den Menschen
ausgehen. Wie tiefes Verstehen kommt es auf die Seele zu
und weiß um die geheimsten Wünsche heißer, roter Menschen-
herzen. Wie betörende Lodung, wie beseligende Erfüllung
offenbart es sich dem verzauberten Jungvolk und eine Ver-
heißung klingt dem rauschenden Blut, die es hoch auf-
schäumen läßt in jauchzender Lust.

In der Nähe des Gutsherrn, der sich in edler Regung
mehr als Mitarbeiter denn Vorgesetzter dem Gesinde zeigte,
arbeitete Theres, die Großmagd. Klitz und gewandt ging
ihr die Arbeit von der Hand und manch heimlicher Blick
freute sich an dem Spiel des Jungmädchenkörpers.

Aber die Theres, das wußten sie alle, kümmerte sich gar
wenig um die mehr oder weniger gezeigte Bewunderung; sie
war wohl zu allen gut und freundlich, immer hilfsbereit,
ohne je auf Dank zu sehen, keiner aber konnte sich je einer
besonderen Auszeichnung rühmen. Allmählich gewöhnte man
sich an die unverkennbare Eigenart der Großmagd.

Und Stunde um Stunde verrann, die Sonne meinte es
so gut, daß selbst die willigsten Arme erlahmten, bis endlich
die Mittagspause kam. Wie eine Erlösung ging es da durch
die längst schon stillgewordene Schar, man eilte in Gruppen
und Paaren zur Mahlzeit in der nahen Waldung.

Hoch am Firmament stand leuchtend die flammende
Kugel, aus der Ferne kam wieder das verträumte Läuten,
leise, ganz leise summt eine Biene...

Irgendwo im tiefsten Schatten lag die Theres und
schaute in den Himmel. Schaute und schaute — und dachte
doch an nichts anders, als an den Mann, der etwas weiter
von ihr schlafend im Graze lag.

Oben zogen weiße wandernde Wolken, weit weiß fort
in die Ferne, von dannen es keine Wiederkehr mehr gab.
Und das Mädchen wollte ihnen seine Gedanken und Wünsche
mitgeben auf die Reise ins Unendliche, auf daß sie nie mehr
wiederkämen, das junge Herz so zu quälen.

Tief ins gemähte Gras barg die Theres ihr glühendes
Gesicht um Ruhe zu finden vor sich selbst. Aber da war er
wieder der seltsam weiche, süßwehe Duft, der durch all diese
Tage mit ihr ging und in stillen Nächten schwer durch ihre
Träume wogte. Wie Liebeswerben kannte seine Lodung
ihre arme Seele: Jung bist du und du bist schön, Theres.
Und der Sommer ist im Land und die Sonne ist in deinem
Blut. Sommer und Sonne in dir und um dich — und du
sollst nicht küssen dürfen, du dummes, törichtes Menschen-
kind. — Glaubst du, der da drüben weiß nichts von dem
Sonnentuß und dem Rauschen des Blutes. — Glaubst du,
seine Lippen wüßten nicht zu küssen, seine Arme nicht zu
lösen. — Was soll dir denn die Liebe, wenn ihre Seh-
sucht sich doch nicht erfüllt. Und die Erfüllung ist so nahe,
Theres, so nahe wie vielleicht nie mehr...

Auffstöhnte das einsame Mädchen in hilfloser Qual, in
irrer Lust suchten die Augen den schlafenden Mann.

Einen Augenblick kosteten die Blide das tiefbraune Antlitz,
hinten dessen dunkelroten Lippen schneeige Zähne leuchteten,
glitten über das weiche, schwere Haargelock, gingen über das
blütenweiße Hemd, das die hochgewölbte, sonnengebräunte
Brust freigab, und blieben an den nackten sehnigen Armen
haften.

Stark sollte sie die Stunde leben, stark, wie sie immer
war, wenn die Versuchung nahte. Denn es konnte und durfte
nicht zur Wahrheit werden, was ihrer Jugend Maientraum
gewesen, was ihres Lebens Sommerglück bedeutete. Weil
an der rassistigen Männerhand ein goldener Reif glänzte, der
ihn an die andere band. „Du sollst nicht begehren...“ Das
heilig-ernste Wort, an dessen unerhörter Übertretung eine
unselige Menschheit in verhängnisvollster Weise krankt, stieg
wie ferne Mahnung majestätisch und ehrfurchtgebietend in
der jungen Seele hoch und ließ sie erschauern wie noch nie
im Leben.

Aber da war wieder das lockende Bild und der Hauch
des Graies, da war wieder der Ruf einer mächtigen Leiden-
schaft, der dem duftenden Heu entstieg: Einmal nur bietet
sich Erfüllung der Sehnsucht deines Herzens. Deine Stunde
ist gekommen, deine erlösende Stunde. Küsse ihn doch, den
heiligen Männermund, der die Küsse deiner roten Lippen selig
erwidern wird, küsse das geliebte Antlitz, bis die braunen
Arme dich fest umschlingen und die Wellen des Duftes
über dem wahrgewordenen Traume zusammenschlagen. Nie
mehr wirst du so nah bei ihm sein, Theres, diese eine Stunde
wäre er dein...

Und näher glitt das stille Mädchen, ganz nahe an den
Mann heran. Noch einmal bäumte sich ein Etwas im Innern
des Weibes auf, aber es hatte schon den Atem, den heißen,
sinnberaubenden Atem des Mannes gesüßt: selbstvergessen
preßten sich die verlangenden durstigen Lippen auf die des
Ruhenden.

„Theres!“ Erschreckt, mit leuchtender Brust stand der
Gutsherr vor der zusammengetauerten Gestalt der Groß-
magd. „Was tatest du?“

Keines Wortes mächtig lag die andere da, aber ein
einziges Bild des brennenden Auges sagte dem Manne
alles.

Und noch immer klang melodisches Läuten in den Traum
der Stunde, heißer und süßer schlugen die Heuduftwellen
um die beiden Menschen.

Da beugte sich der Mann in tiefstem Verstehen zu dem
Weibe nieder, in unendlichem Erbarmen glitt seine Hand
über den flimmernden Scheitel: „Hast du mich denn so lieb,
Theres?“

Da ging es wie zitternder Schrei durch die Stille, daß
das Läuten der Gloden jäb verstummte und nur noch ein
tiefes, trostloses Weinen da war, wie eben ein junges
Menschenkind weint, das um sein Erdenglück betrogen...

Über die Wiesen kam eine weiße Gestalt: die junge
Gutsherrin. Erschreckt blickten ihre fragenden Augen vor
einem zum andern, mit erblassenen Lippen fragte sie nach dem
Vorfalle.

Da bebte des Mannes Stimme noch einmal in die
lastende Stille, und ihr Unterton war inniges Mitleid:
„Komm, Irmgard, wir müssen die Theres allein lassen, es
ist ihr jemand sehr Liebes gestorben. Den Schmerz kann
man nur allein, in tiefster Einsamkeit überwinden.“

Arm in Arm ging das junge Paar über das sonnen-
beschiedene Wiesenland, die Theres sah es nicht mehr. Die
Theres lag so seltsam still im duftenden Heu und hörte nicht
mehr das ferne Schreiten und das nahe Flüstern.

„Hitzschlag“ meinten die anderen, und wischten sich ver-
stohlen die Augen...

Aus den Kindertagen des Automobils.

Von Hermann Ulbrich-Hannibal.

Die ersten Automobile wurden nach Frankreich verkauft.
Dann erwarb sich auch ein Engländer ein Automobil. Als
er aber damit durch die Straßen Londons fahren wollte,
wurde er angehalten, abgeführt und ihm feierlich verkündet,
daß er wider das Gesetz geübdigt habe. Endlich fand sich
dann auch der erste deutsche Automobilkäufer ein. Aber nach
einigen Tagen wurde der Kauf von dem Vater des Käufers
für ungültig erklärt, da sein Sohn in der letzten Zeit nicht
mehr normal gewesen sei und nicht für sein Handeln verant-
wortlich gemacht werden könne. Bald darauf wanderte der
erste deutsche Automobilkäufer ins Irrenhaus.

Der zweite deutsche Automobilkäufer fühlte sich als
Todeskandidat und wollte vor seinem Tode noch „das Höchste,
was das Leben bietet, genießen“. Er fuhr mit seinem Auto-

mobil dem Tode davon und wurde von dem Senfmanne erst nach vielen Jahren eingeholt.

Einer der nächsten Autokäufer wollte ein württembergischer Posthalter sein. Er fuhr nach Mannheim, um sich das Mannheimer Wunder näher anzusehen und war begeistert. Als ihm dann aber das Andrehen des Automobils vorgeführt wurde, sagte er: „Ah! So ist das Ding! Ich hab' gemeint, man braucht nur auf einen Knopf zu drücken, dann lauft's.“ Heute hätte er nicht ununterrichteter Sache umzulehren brauchen, heute ist das Ankurbeln abgekommen. Da braucht man nur auf einen Knopf zu drücken, „dann lauft's“.

Karl Benz, der sich in seinen jungen Jahren das Ziel gesetzt hatte, ein selbstfahrendes Straßenfahrzeug ohne Pferde und ohne Schienen zu erschaffen, arbeitete in seiner Werkstatt. Es war der letzte Tag eines Jahres, nicht anders als andere Tage. Aber für Karl Benz doch ein Tag von großer Schicksalschwere. Er hatte seine letzten Groschen in seine Versuche gesteckt, und wenn sie nun nicht zum Erfolg führten, mußte er sie überhaupt fallen lassen und erst wieder für den notdürftigen Lebensunterhalt sorgen.

Aber alle Versuche an seiner neuen Maschine blieben erfolglos. Es war ein trauriger Jahresabschluß. Die Sorge stand vor seiner Tür. Nach dem Nachtessen sagte seine Frau zu ihm: „Wir müssen doch noch einmal hinüber in die Werkstätte und unser Glück versuchen. In mir lodt etwas und läßt mir keine Ruhe.“ Karl Benz ging mit, obwohl er keine Hoffnung hatte. Als er aber dann den Motor andrehte, antwortete die Maschine „Tät, tät, tät“ in gleichmäßigem, einformigem Gesang. Und als dann die Silbnerglocken von den Kirchtürmen Mannheims erklangen, läuteten sie das Zeitalter des Motors ein.

Der Rektor Wilhelm Launhardt hatte noch kürzlich seine Schüler auf dem Polytechnikum in Hannover gewarnt, sich mit den stets vergeblich gewesenen Versuchen zur Erfindung eines Automobils abzuplagen. Und nun wurde im Frühjahr des Jahres 1885 doch das erste Automobil der Welt gebaut. Aber die Menschen wollten von ihm nichts wissen. Wie kann man sich in einen so unzuverlässigen, arbeitsamen, lärmenden Maschinenkasten setzen, wo es doch genug Pferde gibt und die elegantesten Kutschen und Droschken obendrein, sagten die einen, während es die anderen für eine Spielerei hielten, die nichts ist und nichts wird, oder den Erbauer des Automobils bedauerten, er würde mit dieser verrückten Idee sein Geschäft ruinieren.

Obwohl nach einem Landtagsbeschlusse das „Fahren mit elementarer Kraft“ verboten war, hatte die Polizei schließlich eine Fahrgehindigkeit von sechs Kilometern in der Stadt und zwölf Kilometern außerhalb der Stadt erlaubt. Aber das war doch keine Geschwindigkeit für ein Automobil, dessen Tempo die Welt erobern sollte. Man lud daher die Herren vom Ministerium zu einer Probefahrt ein.

Vom Bahnhof ließ man die Herren durch einen Fahrmeister mit einer „Benzinhäse“ abholen und sie dann im 6-Kilometer-Tempo durch die Stadt fahren. Das war den Herren Ministerialräten eine große Freude, ohne Pferde durch die Stadt fahren zu können. Aber bald ging es ihnen viel zu langsam. Und als sich dann ein Milchmann anschickte, mit seinem Milchwagen das Automobil zu überholen, sagte einer der hohen Beamten zu dem Fahrmeister: „He, Sie! Können Sie denn nicht schneller fahren?“ — „Können tu ich's schon“, antwortete der Fahrmeister, „aber ich darf es nicht, es ist polizeilich verboten.“ — „Ei, was“, erwiderte nun der Ministerialrat, „fahren Sie mal zu! Sonst fährt uns ja jede Milchkuh vor.“

Die Polizei hatte ihre eigenen Gesetze übertreten und dem Automobil das Tempo freigemacht.

Schärfer war die Polizei in München, wo das Automobil anlässlich der Gewerbe- und Industrie-Ausstellung im Jahre 1888 vorgeführt werden sollte. Der Polizeihauptmann wollte dem Erbauer des Automobils keine Fahrerlaubnis erteilen, auch nicht, nachdem man wiederholt versichert hatte, daß jede Gefahr dabei ausgeschlossen sei. Doch redete man auf ihn ein: „Wollen Sie wirklich einer Erfindung, die der Menschheit ein neues Verkehrsmittel schenkt, den Weg verperren?“ Nun erteilte der Beamte die inoffizielle Erlaubnis, zwei Stunden lang in den Straßen Münchens herumzufahren. Gesah also ein Unglück, so wußte der Polizeihauptmann nichts von einer Erlaubnis und zog Benz zur Rechenschaft. Aber obwohl sich das Auto „inoffiziell“ seinen Weg bahnen mußte, brauchte die Behörde den Erbauer des Automobils nicht zur Rechenschaft zu ziehen.

Die Verwandlungen Devrients.

Eine Anekdote von Karl Verba.

Ein Schauspieler, der als junger Anfänger ein Gastspiel Emil Devrients am Leipziger Stadttheater mitwirkend erlebte, pflegte in späteren Jahren zu erzählen, daß er in Erscheinung und Auftreten des großen Darstellers die höhere und die niedere Wirklichkeit des gestalteten und des durch keine Gestaltung gebändigten Lebens in erschütternder Verflechtung sich offenbaren sah.

Man probte das Schauspiel „Rubens in Madrid“ von der Birch-Pfeiffer, und Devrient erschien erst auf der vierten oder fünften Probe, niedersteigend aus den olympischen Bezirken eines fast schon mythisch gewordenen Ruhms: ein schlanker, mit lässiger und leiser Anmut sich bewegender Mann, dessen weltmännischer Verhaltenseit man seine sechzig Jahre nicht ansehen haben würde, wenn nicht das Grau über den hager gewordenen Schläfen und ein paar scharfgeerbte Falten sie dem aufmerksameren Blick verraten hätten. Zu solcher Betrachtung aber hatten die aufgeregten und ehrfurchtsvoll beflissenen Mitspieler weder Mut noch Zeit; denn der Gast, der bei der üblichen Vorstellung das verbindlich-unverbindliche Lächeln einer fast tränkenden Zerknirschtheit zeigte, nahm in seinen Auftritten alsbald in einer alles zusammenfassenden Weise die Führung. Er selber sprach, immer in derselben zugleich lässigen und straffen Haltung, seine Sätze flüchtig, rasch und mit halbem Ton; nur zuweilen hob sich die ein wenig näselnde Stimme plötzlich zu einem Klang, der flirrend aufzog wie rauschender Trommelwirbel oder wie heller Schlag auf Metall tönte: Dann stand ein Sagenbild licht wie gleißendes Gold im horchenden Raum, und vor der so jäh verwandelten Gestalt stand den Hörern der Atem.

Sie freilich kamen nicht zu einer so häuslicheren Einsetzung ihrer Kräfte; denn mit schnellen, gleichsam befestigten Gesten und beiläufigen Bemerkungen, in denen nur zuweilen die Ungebild mit flüchtiger Schärfe aufblitzte, wies Devrient ihnen in seinen Auftritten Rang und Stellung an und zog um sich her einen magischen Kreis, dessen Grenzen keiner von ihnen mehr überschreiten konnte. Während der Auftritte, in denen er nicht beschäftigt war, saß er auf einem Stuhl an der Rampe, mit gekreuzten Armen, völlig unbeteiligt; und in der Pause ging er rasch in sein Ankleidezimmer.

Als er zurückkam, um die Szene zu proben, in der Rubens in eine Verkleidung als alter holländischer Maler schlüpft, sah er, daß auf der dunklen Bühne sich dem Verbot zum Trotz eine Anzahl von nicht beschäftigten Damen und Herren des Ensembles versammelt hatte. Sogleich — man probte noch im Straßenanzug — blieb er stehen und sagte: „Mantel und Stock.“ Mit dem Mantel, den er sich lose um die Schultern warf, mit dem Stock, den er in die Hand nahm, schien er sich zu völliger Verwandlung zu verzaubern, einer geistesreichen Verwandlung. Seine Schultern zogen sich zusammen, sein Rücken rundete sich zu leichter Krümmung, seine Wangen schienen einzusinken, seine Augen glühten in tief verschatteten Höhlen, und um die Krüde des Stocks schloß sich mit hartem Griff eine knochige Greifenhand. Aber es war eine Gestalt voll Erhabenheit, ein Idealbild des Alters: Er gab, sagte der Erzähler, dieser schönen Maske mit erstaunlicher Bewirkungskraft die Form, die ihm sein Wunsch als Erscheinung seines eigenen Alters malte. Dann, beim Abgehen, als er in der Kulisse die ergriffenen Gesichter der ungebeten Zuschauer sah, warf er den Mantel ab, mit der Bewegung, wie man eine Last abschüttelt: Sein Körper straffte sich mit biegsamem Schwung wie eine aus gewaltiger Beugung aufspringende Klinge, er stieg mit einer befreiten Bewegung die Arme in die Luft, lächelte wie von einer Last erlöst und sprang, ehe irgendwer das Wort an ihn richten konnte, auf schlanken, federnden Beinen die Treppe hinan, die zu den Ankleidezimmern führte.

Der Zufall fügte es, daß wenige Minuten später droben eine vom Lustzug aufgeweckte Tür dem Erzähler den Blick in die vierte Verwandlung des großen Mannes freigab; und diese schonungslos grausame Enthüllung zeigte ihm einen sehr alten, von gewaltiger Anspannung tief erschöpften Mann, tauernd auf dem Stuhl, auf den ihn die Atemlosigkeit hingeschleudert hatte, mit rasselnder Brust nach Luft ringend, die Hand, eine welke Greifenhand, um die schweißfeuchte Stirn gekrampt. Der unfreiwillige Lauscher, aus Ehrfurcht und neidvoller Bewunderung jäh herabgerissen zur Zeugenschaft dieser letzten, von der raschflüchtigen Natur angerichteten Verwandlung, stand einen Augenblick erstarrt, bis der Schleier aufstiegender Tränen ihm den schauerlichen Anblick dieser letzten Szene wie ein gnädig zu rechter Zeit gesenkter Vorhang entzog.